

Der höchste Lohn für unsere Bemühungen
ist nicht das, was wir dafür bekommen,
sondern das, was wir dadurch werden.

*John Ruskin – englischer Schriftsteller, Maler,
Kunsthistoriker und Sozialphilosoph, 1819 bis 1900*

Worüber beklagst du dich?

Es gibt keine versäumten Gelegenheiten,
denn deine Aufgabe besteht darin, Same zu sein.

Antoine de Saint-Exupéry

Kapitel 1

Mit weichem Licht verabschiedete sich der warme Frühsommertag und verlieh dem Dächergewirr der Altstadt einen südlichen Glanz. Ein Glanz, der die mächtigen Schloßtürme aus rotem Sandstein in der untergehenden Sonne aufbrennen ließ. Wenn die Nacht ihre Lider über den tiefblauen Himmel gesenkt hatte, würden sie unter Feuerwerkssalven im sprühenden Sternenregen zu Wächtern einer Welt jenseits der Vergänglichkeit.

Aus dem kleinen Wohnzimmerfenster im dritten Stock kletterten die Gäste auf das Malergerüst, das ihnen gute Sicht auf die Schloßbeleuchtung bieten würde, die in einer knappen halben Stunde begann. Ein Blick genügte Antonia, um sie davon zu überzeugen, daß sie nicht bereit war, die schmale Schlucht zwischen Hauswand und Holzplanken zu überwinden. Sava reichte Sitzkissen und gefüllte Sektgläser nach draußen. Sie half ihm dabei. Er machte keinerlei Anstalten, den anderen, von denen sie jetzt nur noch die baumelnden Beine sahen und das beschwipste Gelächter hörten, zu folgen.

„Willst du nicht auf das Gerüst?“ fragte sie ihn.

Er stand dicht neben ihr und flüsterte ihr ins Ohr: „Gib es zu, du hast es doch auch gespürt.“

„Was meinst du?“ Sie wußte sehr wohl, was er meinte. Als Shirin ihn vor einer Stunde vorgestellt hatte, war ihm das kurze Aufflackern in Antonias Blick nicht entgangen.

„Du gefällst mir. Ich mache keine langen Umschweife.“ Mit einem Lachen hob er sein Glas und faßte sie mit der anderen Hand um die Hüfte.

„Was war dein erster Gedanke, als ich zur Tür hereingekommen bin?“

„Adriano Celentano.“

„Stimmt. Sagen alle.“

Shirin hatte angekündigt, daß sie einen Gast etwas später erwarten würde, einen Frauenarzt. Kaum hatte er alle mit einem Kuß begrüßt, tänzelte er zu den karibischen Klängen durch das Zimmer, in der einen Hand bereits das Sektglas, mit der anderen Hand angelte er nach den Chips. Er war nicht größer als die zierliche Gastgeberin. Schlank, dunkler südländischer Typ, der herausfordernde Blick, dieses leicht aggressive Sich-in-den-Hüften-Wiegen; das Lachen, eine Mischung aus Schalk, Erotik und kindlicher Offenheit. Die Ähnlichkeit mit dem italienischen Entertainer war unübersehbar, und er wußte es und kokettierte damit.

„Wenn wir gehen, dann fahr mir nach. Du wirst sehen, es wird gut. Und du weißt es auch.“

Antonia verzog ihren Mund zu einem spöttischen Lächeln und beschloß, ihn nicht ernst zu nehmen. „Du scheinst ja ziemlich einsatzfreudig zu sein“, sagte sie leichthin. Innerlich fragte sie sich, ob seine Angriffslust gespielt war und er lediglich testen wollte, wie weit sie bereit war, auf ihn einzugehen? „Komm, laß uns anstoßen! Es ist ein so wunderbarer Abend, und ich liebe Feuerwerke.“

Für ihn war ihre Bemerkung nur das Stichwort für weitere Attacken. Das Glitzern in seinen Augen verstärkte sich. Jetzt waren seine Lippen dicht an ihrem Ohr, sie spürte seinen warmen Atem.

„Du wirst ein viel berauschenderes Feuerwerk erleben, wenn du willst.“

Seine Hand glitt wie zufällig, unter ihr weißes T-Shirt. Sollte sie einfach nur lachen und ihn den unwiderstehlichen Verführer spielen lassen?

Die Grenze zwischen Spaß und Ernst war verschoben. Spaß. Dieses Wort war ihr zuwider. Es hatte etwas Verkommenes, Lauwarmes, Nebensächliches. Sie war wohl dem Spaßmachen nicht gewachsen. Hilflosigkeit und Unsicherheit schlichen sich bei ihr ein. Denn irgend etwas an ihm zog sie an, und dieses Gefühl vertrug sich nicht mit Spaß.

Sie lachte ein weiteres Mal und versuchte damit, ihre Unsicherheit zu verstecken. Dann ging sie zum Tisch und holte sich einen Keks, um sich der zweifelhaften Situation zu entziehen. Sie hätte sich gewünscht, in seinen Augen eine aufglimmende Freude zu entdecken. Aber er war zu sehr mit seiner Rolle beschäftigt, um zu merken, daß sie nicht bereit war, auf seinem schlüpfrigen Parkett mitzutanzten.

Durch die beiden geöffneten Fenster drangen Gesprächsfetzen, Gelächter, das Klirren der Gläser. Sie konnte sich das Feuerwerk auch von dem anderen Fenster aus ansehen. Allerdings versperrten zwei Beinpaare die Sicht. Sie lud weitere Kekse auf einen Teller und stellte sie auf das Fensterbrett. Damit waren seine Hände zumindest zeitweise beschäftigt. Ein Kanonenknall kündigte den Beginn des Ereignisses an. Rund um das Schloß und die alte Brücke wurden leuchtendrote Feuer entzündet. Ein unheimliches Licht hüllte die alten Bauten ein und ließ in seinem Nebelmantel Hexen und Zwerge auferstehen. Auseinanderschießende goldene Rosetten erstrahlten am Himmel. Um die Schloßtürme stieben farbige Funkenregen. Sava sah sie bedeutungsvoll an, zwinkerte und flüsterte ihr – begleitet von einem glucksenden Adriano-Celentano-Lachen – etwas derart Unanständiges ins Ohr, daß sie nicht anders konnte, als über seine Unverfrorenheit loszuprusten, mit der er sich auf die Stufe eines Kabarettisten katapultierte und damit schon wieder fast unangreifbar wurde.

Ein gleißend feuriger Funkenregen floß wie ein Wasserfall von der alten Brücke hinab in den Neckar. Vom Baugerüst ertönten sektbeschwingte Ahs und Ohs. Dann erleuchteten abermals silberner Sternenregen, smaragdgrüne Lichterkaskaden, glitzernde Pfeile und vielfarbige Strahlenbündel den Nachthimmel, begleitet von Schüssen, die klangen, als würden sie aus verstopften Rohren gefeuert.

Sava ließ sie in Ruhe dem Feuerwerk zuschauen und blieb auf Tuchfühlung, und es war ihr nicht einmal unangenehm.

Mit einem sich überschlagenden Funkengeprassel näherte sich das nächtliche Schauspiel seinem Ende. Sie nahmen den ersten, die von der Leiter herunterkamen, die Sektgläser ab, und bald saßen alle verteilt auf dem Sofa und den marokkanischen Sitzkissen. Obwohl die meisten sich untereinander nicht kannten, hatte dieses gemeinsame Erleben wie auf einer Meereswooge alle mitgerissen, und sie ließen sich ausgelassen von ihr weitertreiben. Und hier spürte Antonia sie, die Freude. Es war die Freude über das Einverständnis, über die gelöste, spritzige Stimmung, die in allen Gesichtern, in allen Gebärden zu lesen war. Sava war ihr nicht von der Seite gewichen. Er irritierte sie, aber es hätte ihr nicht gefallen, wenn er sich nicht neben sie gesetzt hätte. Unvermittelt nahm er sein leeres Glas, hob es Shirin entgegen und sagte: „Komm, schenk allen noch einmal nach.“ Seine Stimme hatte den verschmitzten Unterton verloren.

„Ich muß mit euch auf etwas anstoßen.“ Er sprach langsamer und um einige Nuancen tiefer, als müßte er das, was er mitteilen wollte, aus einer ihn überwältigenden Erinnerung herauschälen.

Die Gespräche verstummten, wurden wie von unsichtbaren Fäden in die Winkel des großen Raumes gezogen. Stille hatte sich zwischen die Gäste gelegt. Die forschenden Blicke, die Spannung in den Gesichtszügen der anderen brachten Sava nicht im geringsten in Verlegenheit. Im Gegenteil – er genoß es, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen.

„Heute, genau vor zwanzig Jahren, bin ich mit meinen Eltern nach Deutschland gekommen. Darüber bin ich sehr froh. Wer weiß, was in Rumänien aus mir geworden wäre.“ Shirin hatte inzwischen alle Gläser gefüllt.

„Ich war ein sehr ehrgeiziger und braver Schüler.“ Er sah Antonia dabei vielsagend an, und aus seinen Augenwinkeln blitzte der Schalk. Er störte nicht den ernsthaften Ton, in dem er fortfuhr: „Und ich hatte ein Ziel: Erfolg haben, Status, Ansehen.“

Shirins Mann nickte: „Dieses Ziel hast du erreicht. Dann hast du gleich zwei Gründe, um mit uns anzustoßen.“

Erneut klirrten die Gläser wie ein Nachhall auf das Feuerwerk, und mit heiterem Schwung setzten sich die Gespräche wieder in Gang.

„Ich wußte nie so genau, was ich werden wollte“, sagte Shirin. Antonia schaute sie überrascht an. „Vor zwanzig Jahren“, sie machte eine kurze Pause, „da war ich neunzehn und habe meinen Großvater oft bei seinen Hausbesuchen begleitet. Vielleicht habe ich deshalb Medizin studiert. Heute wäre ich lieber Innenarchitektin oder würde etwas mit Mode machen.“

In den Gesichtern zeichnete sich eine Betroffenheit ab, die weniger von den Worten Shirins herrührte, als vielmehr ein kurzes Erschrecken offenbarte, ein Erschrecken über den Anblick

eines frühen Traumes, dessen Ruf man an irgendeinem Punkt des Lebens kein Gehör mehr geschenkt oder den man durch vernünftigeren Wünsche übertüncht hatte.

Shirins Mann mischte sich ein: „Bei mir war es ähnlich wie bei dir.“ Er nickte Sava zu. „Ich wollte Erfolg, Ansehen. Und das war sicher mit ein Grund dafür, Jura zu studieren.“ Erstaunlich, dachte Antonia. Hatte er nicht mit zwanzig linken Parolen verkündet, sich mit den Steinewerfern solidarisch erklärt und auch in seiner äußeren Erscheinung Wildwuchs und Aufbegehren demonstriert?

Jura studieren, für Antonia war diese Entscheidung in der zwölften Klasse gefallen. Ihr Vater, ein Anwalt und für einige Jahre Landrat, hatte sie des öfteren zu Gerichtsverhandlungen mitgenommen. Der ehrwürdige Geruch der verstaubten Gerichtssäle, die schwarzen Roben, das Geordnete, Sichere und Klare dieser Welt, die Gerechtigkeit versprach, faszinierten sie damals. In der Schule hatten sie die Geschichte der Johanna von Orleans kennengelernt. Der Wahrheit zu ihrem Recht verhelfen, ein Ziel, für das es sich zu kämpfen lohnte. Wie oft hatte sie sich inzwischen die Frage gestellt: Was ist Wahrheit? Und mehr als einmal keine befriedigende Antwort gefunden. Dennoch liebte sie ihren Beruf und hatte sich trotz aller Zwänge einen Teil ihrer Illusionen bewahrt und war nicht bereit, sie der Resignation zu opfern.

Rena, die neue Freundin von Peter, den Antonia nur flüchtig kannte, ergriff als nächste das Wort: „Vor zwanzig Jahren. Da hatte ich nur verstiegene Träume. Popsängerin. Dabei kann ich nicht einmal singen. Eigentlich hatte ich nie eine genaue Vorstellung von dem, was ich wollte. Möglicherweise war das mein Fehler.“ Sie zuckte heftig mit den Schultern, als wollte sie sich von einer Last befreien. Rena, großgewachsen, sehr schlank und sehr blond, mit der geschmeidigen Kopfhaltung einer Giraffe, vermittelte Antonia bis zu diesem Moment den Inbegriff eines von sich überzeugten Menschen.

Dann war die Reihe an Myria, die wie Antonia alleine gekommen war: „Ich war zehn Jahre alt und wollte unbedingt Kindergärtnerin werden. Meine Mutter starb, als ich noch sehr klein war. Ich hatte immer das Gefühl, Kindern helfen, sie beschützen zu müssen. Vielleicht, weil ich mich selbst so hilflos gefühlt habe. Statt dessen bin ich Kinderkrankenschwester geworden. Wohl aus dem gleichen Grund.“

Sie sprach zaghaft und anrührend, und die anderen ließen sich von ihrer Nachdenklichkeit anstecken. Die Stimmung hatte mit einem Mal gewechselt. Jeder kam ins Sinnieren, erzählte von unerfüllten Lebensträumen, blätterte gedankenverloren in seinen Kindheits- oder Jugendjahren. Der Abend nahm eine wundersame Wendung. Es war, als wenn der verflogene Zauber des Feuerwerks in allen längst versunkene Träume in die Wirklichkeit gerufen hätte. Sie glichen den fluoreszierenden Feuerbällen, die hoffnungsvoll in das Dunkel der Zukunft geworfen worden waren, um diesem Dunkel eine Ahnung von Kommendem abzurufen. Bestand nicht der Glaube der Jugend darin, das Leben könnte einem in diesem strahlenden Gefunkel mit unendlich vielen Möglichkeiten entgegentreten? Aber wie leicht übersahen wir, daß erst die Nacht die Sterne zum Leuchten brachte.

Gegen Mitternacht brachen alle auf. Sava begleitete Antonia und Myria zur Tiefgarage. Myrias Auto stand gleich neben dem Kassenautomat, Antonias dagegen in der entgegengesetzten Richtung, und natürlich würde Sava mitkommen. Ihre Gedanken schlugen Purzelbäume. Er war Shirins Kollege, und er würde sich ihr wohl kaum mehr nähern, als sie zulassen wollte. Hunde, die bellen, beißen nicht. Auf dem Weg zu ihrem Wagen kramte sie unablässig in ihrer Handtasche, um den Schlüsselbund rasch zur Hand zu haben, sobald sie am Auto ankamen.

Er fing wieder an: „Also, was ist jetzt? Fährst Du mir hinterher?“

Sie hatte diese Bemerkung erwartet. Aber etwas in Gedanken vorwegzunehmen, hieß nicht immer, auch auf die Wirkung gefaßt zu sein, die das Aussprechen durch eine andere Person auslöste. Da waren der Klang der Stimme, das Fordernde und doch Lässige, das Dahingeworfene. Hier unten in der Nüchternheit und Schabigkeit einer Tiefgarage war das Hasardspiel mit dem verführerischen Reiz und der versteckten Herausforderung zu Ende. Man konnte sich nicht lockend und gleichzeitig abwehrend dazwischenhalten. Jetzt stand eine

eindeutige Frage vor ihr, und deren Gesicht gefiel ihr nicht. Mehr als zu einem „Nein“ war sie nicht fähig.

„Du willst dich verlieben.“

„Ja.“ Dieses „Ja“ entschlüpfte ihr so schnell, daß es seinen Satz statt eines Punktes – oder war es ein Fragezeichen? – beendete. Darauf sagte er nichts mehr. Sie verabschiedeten sich mit einem unverbindlichen Wangenkuß.

Er ließ sie einsteigen, winkte ihr kurz zu und ging.

Ein schales Gefühl hinterließ dieser Abschied. Sicher wäre es geschickter gewesen, eine witzige Bemerkung zu machen, der Szene so die Spannung zu nehmen, dachte sie. Aber die Insiderscherze, die Ironie zwischen dem Gesagten und die zweideutigen Anspielungen, die oft genug ganze Abende füllten und denen zu folgen und auf sie mit zumindest amüsiert wirkendem Gelächter zu reagieren, strengten sie an, lähmten sie regelrecht.

Dieser Abend war anders verlaufen, und nicht zuletzt hatte Sava dazu beigetragen.

Vor zwanzig Jahren ...

Der feierliche Ernst, der für einen kurzen, kaum wahrnehmbaren Augenblick auf seinen Worten gelegen hatte, dieser Ernst hatte in ihr etwas angerührt. Eine Stimme in ihr flüsterte, daß sich auch für sie etwas Wichtiges ereignet hatte. In der Anziehung, die er auf sie ausübte, konnte eine ganz andere Bedeutung liegen, die in den Schemen der Vergangenheit zu finden sein mußte.

Vor zwanzig Jahren, mit achtzehn, war sie in einen Fußballspieler verliebt gewesen. Sie trafen sich fast jeden Tag nach der Schule im Schloßpark, lagen auf der Sommerwiese zwischen Rosenbeeten und Blauregen, hielten sich an den Händen, und die weißen Wolkenbäusche lösten sich auf wie ihre Liebelei einige Wochen später. Und der ganze weite blaue Himmel mit seiner Unendlichkeit breitete seine Schwingen aus und verhiß ihr ein Leben voller ungeahnter Möglichkeiten, die ihr diese Hand, die die ihre umschloß, verwehren würde. Sie wollte nicht festgehalten werden, der unbegreifliche Atem des Alls flöbte ihr keine Angst ein. Nein, sie wollte allem, gleich wie es ihr entgegentreten mochte, freudig und vertrauensvoll begegnen. Sie hatte ebensowenig ein Gesicht wie das Mädchen auf der Brücke von Edvard Munch. Dieses Gemälde war das erste Kunstwerk, in dem sie sich – es war im Lesebuch der zehnten Klasse abgedruckt – wiedergefunden hatte. Von den vier Mädchen blickten drei zurück auf das von Mauern umgebene und Geborgenheit ausstrahlende Haus ihrer Kindheit, die sie im Begriff waren, endgültig zu verlassen. Das vierte Mädchen wandte sein Gesicht dem Betrachter zu. Es war hell und flächig gemalt, kaum daß man Augen, Mund und Nase erkennen konnte. Die gespannte, scheue Erwartung, die aus dieser Gestalt sprach, fühlte Antonia als Verheißung in sich heranwachsen. Die Zukunft lockte als weit geöffnetes Tor mit fremden Düften, und alles, ja alles war möglich. Sie stand mit den Mädchen auf der Brücke, sah in den lichten Morgen, der Frühlingswind spielte mit ihrem Haar, und die dunklen Wasser unter ihnen würden zu den verwegenen, erfüllenden Erfahrungen gehören, die sie mit dem Leben bekannt machen, sie formen würden. Der fahle Mond, der in den Schnellen des Flusses schwamm, sog seine letzten Klagen über die Schmerzen der versinkenden Nacht in sich ein. Antonia war in all ihrem unbeirrbaren Glauben an ein Leben, das es gut mit ihr meinte, sicher gewesen, sie würde auch die Nachtseiten willkommen heißen, sich von ihnen berühren und verwandeln lassen. Alles war möglich. Welch ein Zauber, Welch eine Faszination hatte dieser Gedanke auf sie ausgeübt: Das Unerwartete erwartete sie.

Der folgende Tag war einer der Tage, die sich müde und verwaschen nicht an die Jahreszeit hielten, zu denen sie gehörten. Ein Tag, der mit seiner Bewegungslosigkeit, seinem flachen, kaum merklichen Atem fremd und ungreifbar anmutete. Doch der Tag ohne Gesicht ließ seinen Schleier fallen.

An diesem trüben Spätnachmittag schaute sie bei ihren Eltern vorbei, um ihnen frisches Brot zu bringen. Von Holtums bewohnten in einem Vorort von Mannheim ein altes Haus, das um die Jahrhundertwende von einem Kaufmann erbaut worden war. Antonia liebte die hohen Räume, die weißen Rundbogenfenster mit den Sprossenscheiben und das knarrende Eichenparkett.

Während ihres Studiums hatte sie im Souterrain eine abgetrennte Wohnung mit ihrem damaligen Freund bezogen. Sie machten Heiratspläne, die sich nach dem Staatsexamen in Luft auflösten, als er in der Kanzlei eine um einige Jahre ältere Kollegin kennenlernte und mit ihr ein Verhältnis begann. Antonia begrub ihren Traum von einer gemeinsamen Zukunft. Zur gleichen Zeit starb ihre Lieblingstante und hinterließ ihr ein kleines Reihenhaus am Stadtrand. Antonia betrachtete diese Wendung als Wink des Schicksals, ein unabhängiges Leben zu beginnen. Seit sie ihr neues Heim bewohnte, änderte sich tatsächlich vieles in ihrem Leben. Anders jedoch, als sie es sich gewünscht hätte. Dennoch genoß sie ihre Freiheit und Unabhängigkeit, verliebte und trennte sich, und darüber waren zehn Jahre vergangen.

Antonia saß mit ihren Eltern um den weißen Küchentisch und tunkte die weiche Brotscheibe in die würzige Öl-Balsamico-Mischung, mit der ihre Mutter den Mozzarellakäse mit Basilikum und Tomaten aus dem eigenen Garten angerichtet hatte. Antonia erzählte vom gestrigen Abend bei Shirin.

„Seitdem überlege ich, ob es irgend etwas gibt, an das ich mich erinnern sollte“, sagte sie nachdenklich.

„Vor zwanzig Jahren war der damalige Landwirtschaftsminister in unserem Ort zu Gast. Er hat ein Denkmal anlässlich der abgeschlossenen Flurbereinigung enthüllt. Du hast beim anschließenden Empfang geholfen und Wein angeboten.“

„Richtig, ich habe davon sogar zwei Photos.“ Sie entsann sich gut an diesen für sie sehr aufregenden Tag. Mit einem grünweißen Dirndl und dunkelgelockten halblangen Haaren war dies sozusagen ihr erster öffentlicher Auftritt gewesen.

„Natürlich erinnert er sich“, lachte die Mutter. „Dein Vater war ja genau zu der Zeit Landrat. Alles, was damit zusammenhängt, hat er absolut sicher abgespeichert.“

Ihr Vater hatte die bestaunenswerte Gabe, zu jedem Thema – ob es sich um den letzten mißlungenen Friseurbesuch ihrer Mutter oder den dritten Lottogewinn ihres Onkels Richard in Folge handelte – eine Brücke zu seinen kommunalpolitischen Erlebnissen zu schlagen. Es war manchmal unbegreiflich, wie das Gespräch diese Wendung nehmen konnte, wenn dem Friseurbesuch oder Lottogewinn nahtlos ein ausführliches Lamento über die Intrigen vor der letzten Landtagswahl folgte. Sie rollte innerlich bereits die Augen, da sie statt einer Auflösung ihres Rätsels das Übliche erwartete. Statt dessen servierte ihr Vater die Lösung im nächsten Satz.

„Und für deine Hilfe hast du als Dank zwei Bocksbeutel bekommen, die noch immer bei uns in einem der Kellerregale lagern dürften. Weißt du noch, was du seinerzeit gesagt hast, als du sie in den Keller getragen hattest?“ Ein leises Schmunzeln überflog sein Gesicht.

Antonia nickte. „Ja, ich weiß noch genau, was ich gesagt habe: Den ersten Bocksbeutel öffne ich zu meiner Hochzeit und den zweiten beim Einzug in mein Traumhaus.“

Sie holte tief Luft. „Meine Hochzeit ist geplatzt, und ob ich jemals zusammen mit einem Mann in mein Traumhaus ziehen werde, ist mehr als zweifelhaft.“

Ihr Traumhaus – sie hatte eine gemalte Ansichtskarte davon. Eine verwunschene alte Villa sollte es sein, mit einem Eßzimmer, durch dessen Fensterfront, sie über eine Freitreppe einen wundervollen Blick in einen Rosengarten hätte. Und dieser Rosengarten mit altem Baumbestand sollte enden an den Ufern eines Sees. Kinderträume, die in einem Teil ihrer Seele bis heute ihr Unwesen trieben.

Mit einer abrupten Bewegung erhob sie sich und sagte: „Heute ist der Tag gekommen, an dem ich diese beiden Flaschen öffne. Ich gehe hinunter und hole sie.“

„Kann denn ein Weißwein nach so vielen Jahren noch schmecken?“ zweifelte Frau von Holtum.

„Wir werden es herausfinden“, antwortete Antonia und ging aus der Küche.

Als sie klein war, haßte sie nichts so sehr, wie in den Keller zu müssen, in diese modrigen, niedrigen kleinen Räume, um ein Glas eingemachtes Obst oder Marmelade, Kartoffeln, geräucherten Schinken oder eine Flasche Bier zu holen. Sie schlich sich dann furchtsam an Kartoffelsäcken, einem ausrangierten, völlig verstaubten und mit Spinnfäden verklebten Ölofen, einem Restbestand schwarzer Briketteier und muffig nach Schlachthaus riechenden Wurstringen,

die an Fleischerhaken von der Decke hingen, vorbei und erwartete mit klopfendem Herzen, daß in jedem Moment aus diesem spärlich beleuchteten Sammelsurium der angedrohte und in ihrer lebhaften Phantasie existente Schwarze Mann hervorschießen und ihr unvorstellbare Dinge antun könnte. Und ihre Kehle wurde von einem angsterfüllten stummen Schrei verengt, den sie beim winzigsten Geräusch gellend ausstoßen würde. Jeder undefinierbare Schatten, der im kaum wahrnehmbaren Luftzug erzitterte, jegliches hintereinander gestapelte Gerümpel erzeugten – begünstigt durch die schwachen Glühbirnen – in ihrer Vorstellung die schauderhaftesten Fabelwesen, die sie geifernd belauerten.

Auch heute, als erwachsene Frau, hatte sie Mühe, sich der übergroßen, hämischen, unsichtbaren und doch so machtvollen Phantasiegestalten zu erwehren. Wenn auch ihr Verstand diese Schreckgespenster der Kinderzeit gezähmt hatte, ihre Schemen schienen sie noch immer zu verfolgen. Während sie vor dem selbstgezimmerten Holzregal stand und ihre Augen die unterste Etage nach den beiden Bocksbeuteln absuchten, spürte sie, wie dünn die Wand zwischen den in die Verbannung geschickten Kellerscheusalen und ihrer realen Verstandeswelt war, und wie rasch durch ein Lösen der Zügel, die sie ihrer Phantasie angelegt hatte, diese Scheusale sie wieder beherrschen konnten. Jederzeit würden sie bereit sein, sie mit ihren skelettartigen Krallen zu packen, zu kratzen, zu umschlingen, zu würgen. Antonia zog die Zügel um einen Ruck fester an.

Die beiden Bocksbeutel mußten auf dem mittleren Brett, in der linken Ecke liegen. Antonia taste unter Bilderrahmen, Packpapier, einem künstlichen Blumengesteck und Strohkränzen und fühlte einen Flaschenhals. Vorsichtig zog sie daran. Es war tatsächlich ein Bocksbeutel. Sie hielt ihn unter das trübe Licht der Deckenlampe, wischte vom Etikett die dichte Staubschicht und versuchte die Jahreszahl zu lesen. Und sie hatte sich nicht geirrt. Hörsteiner Schwalbenwinkel, Müller-Thurgau Spätlese, Originalabfüllung 1979. Freude über den geborgenen Schatz stieg in ihr auf. Sie stellte den Bocksbeutel gar nicht erst ab, sondern fingerte erneut – diesmal ungeduldiger und nur mit der linken Hand – unter dem raschelnden Packpapier und den knisternden Strohkränzen. Die zweite Flasche war etwas weiter nach hinten gerutscht. Antonia löschte das Licht und bemerkte mit einem inneren Kopfschütteln ihre Erleichterung, den Keller verlassen zu können.

Der Tisch war inzwischen abgeräumt, und drei Weingläser standen bereit. Zuerst schnitt Antonia mit einem Messer die metallene Verschlusskappe auf und setzte dann behutsam den Korkenzieher an. Beim Hineindreihen fühlte sie den morschen, brüchigen Korken und hoffte, ihn heil herauszudrehen. Mit schwarzen Flecken durchsetzt schob er sich aus dem Flaschenhals. Der untere Teil des Korkens war halb durchgebrochen, und an seinem Ende klebten kleine Weinsteinperlen. Das Innere des Flaschenhalses rieb sie mit einem Tuch etwas aus, und dabei stieg ihr ein schwerer Geruch in die Nase.

Tiefgolden – wie der Widerschein eines Sonnenuntergangs auf dem Meer – floß der alte Wein aus dem Bauch der staubigen Flasche. Alle drei erhoben ihre Gläser und Antonia sagte: „Ich trinke auf alles, was nicht stattgefunden hat und auf alle verlorengegangenen Wünsche!“

Wie der Geruch frisch aufgepflügter Erde hüllte der Wein die Zunge ein, und am Nicken ihres Vaters sah sie, daß der Geschmack ihn verwunderte. „Erstaunlich“, sagte er. „Er schmeckt gut.“

Wie sollte sie benennen, was sie in ihrem Leben als mißlungen, am Ziel vorbeigelebt betrachtete? Es war nicht einmal die Tatsache, daß sie bisher noch nicht den richtigen Mann zum Heiraten gefunden hatte. Nein, da war ein eigenartiges Gefühl der Schwere, der Lähmung, des Ungefähren, etwas, das sich der Erklärung, dem Verstehen entzog. Ein Gefühl, das der Geschmack des Weines, der sich in ihrem Gaumen ausbreitete, nur verstärkte. „Manchmal kommt es mir so vor, als ob jede Beziehung, die ich begonnen habe, von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen war. Ja, wie mit einem Bann belegt. Vielleicht habe ich alles zu sehr gewollt.“

„Eine Tür öffnet sich oft erst, wenn wir es sein lassen, an ihr zu rütteln“, erwiderte die Mutter und warf ihr aus grauen Augen einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Trinken wir den Wein! Wenn die Flaschen geleert sind, ist – so Gott – will auch der Bann gelöst.“ Dabei überzog erneut ein feines Schmunzeln das Gesicht des Vaters.

Der erste Bocksbeutel war bald getrunken. Den zweiten wollte sie morgen abend öffnen, ganz allein.

Kapitel 2

Den Bann lösen. Dieser Gedanke – so unsinnig und märchenhaft er ihr bei Tageslicht betrachtet vorkam – dieser Gedanke ließ sie nicht mehr los. Oft war es so mit Einfällen, die aus einer nächtlichen Unruhe hervordrängten, in der die Gedanken wie Mühlsteine aufeinanderrieben. Traten die Forderungen des Alltags an uns heran, erschienen sie als versponnene Auswüchse einer schlaflosen Nacht, glitten sie ab ins Lächerliche. Und schrieb man einen solchen Gedanken auf, verlor er meist auch das Magische, den Zauber, mit dem uns der erste Einfall entgegengetreten war.

Aber dieser Gedanke – den Bann lösen – erwies sich als zäher Schößling, der sich durch die lehmige, schwere Gartenerde gekämpft hatte und nun im Laufe des Tages im Zeitraffertempo Wurzeln schlug.

Heute würde sie die zweite Flasche öffnen. Es war Anfang Juni, und der Frühsommer versprach einen milden Abend auf der Terrasse.

Gegen sieben Uhr stellte Antonia ein Weinglas auf den Tisch. Dann zog sie in der Küche ebenso vorsichtig wie am Tag zuvor den morbiden Korken aus dem Flaschenhals. Auch dieser war schwarz eingefärbt und brach ab, bevor sie ihn vollständig herausgedreht hatte. Ein erneuter, behutsamer Versuch, aber sie drückte den Restkorken nur tiefer hinein. Bevor er in der Flasche verschwand, konnte sie ihn mit einem letzten Ruck herausziehen. Wieder perlten kleine, weiße Kristalle am unteren Ende.

Antonia trug die Flasche nach draußen. Sie genoß es, zuzuschauen, wie die goldene Farbe im Glas mit jedem Zentimeter dunkler und satter wurde. Der Wein roch gut, kein Unterschied zu gestern. Sie setzte das Glas an die Lippen und erinnerte sich dabei an den Rat eines Weinkenners, daß der Geschmack sich erst durch das Kauen eines Weines zu erkennen geben würde. Es war eine Feier, eigenartig weihevoll.

Den Bann lösen – die Türglocke schreckte Antonia aus ihrer Versunkenheit auf. Aus dem Hörer der Sprechanlage ertönte eine Männerstimme: „Hier ist Johannes. Darf ich dir einen kurzen Besuch abstatten?“

Normalerweise hätte sie sich gefreut, aber heute wäre ihr ein Abend ohne Gesellschaft lieber gewesen. Auf dem Weg zur Diele versteckte sie den Bocksbeutel, den sie rasch vom Tisch genommen hatte, wie ein verräterisches Indiz schnell im Kühlschrank.

Antonia füllte die Gläser bereits zum zweiten Mal. Allerdings hatte sie eine neue Flasche, einen Rotwein, geöffnet. Mit Johannes ging der Gesprächsstoff nie aus. Nach dem üblichen Austausch von Neuigkeiten aus dem Bekanntenkreis brachte er das Gespräch auf seinen Neffen, der eine Schauspielschule besucht und nun sein erstes Engagement an einem Theater angetreten hat.

„Sie spielen Märchen für Kinder und Erwachsene auf einer Freilichtbühne in einem Schloßpark. Ein sehr schönes Ambiente. Kennst du das Märchen ‚Die sechs Schwäne‘?“ Antonia nickte. „Es ist eines meiner Lieblingsmärchen.“

„Udo verkörpert darin den jungen König, der die Schwester der sechs verzauberten Brüder heiratet.“

Johannes verstummte für einen Moment und starrte in sich gekehrt auf das Weinglas.

„Ich war gestern abend in der Vorstellung. Mir wird erst jetzt bewußt, wieviel Weisheit in einem solchen Märchen steckt.“

Antonia wurde hellhörig. Wenn er so begann, dann wurde das Gespräch interessant. Sie liebte seine unkonventionelle Art, die Dinge aus einem ungewöhnlichen Blickwinkel zu sehen.

„Was meinst du?“

„Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll.“ Er ließ den Kopf mit den inzwischen schütter gewordenen, dunklen Haaren sinken und rückte seine Brille zurecht.

„Ich erinnere mich an den Anfang“, versuchte Antonia das Gespräch in Gang zu bringen.

„Ein König, er ist Witwer, verirrt sich in einem finsternen Wald. Er wird von einer Hexe herausgeführt unter der Bedingung, daß er ihre Tochter heiratet. Obwohl sie sehr schön ist, graust es ihm vor ihr. Aber da er sein Leben retten will, willigt er ein.“

„Der düstere Wald steht für die Sprache des Unbewußten in uns, hat mir mein Neffe erklärt. Der König hält der Angst, dem Ungewissen, den Gefahren, die sich im Unbewußten verbergen, nicht stand. Und damit verstößt er gegen sein ureigenstes Selbst, um sein armseliges, nach Sicherheit strebendes Ich zu retten. Er vertraut nicht auf die helfenden Kräfte, die in der Tiefe der Seele wohnen.“

„Damit aber verliert er im Verlauf der Geschichte alles, was ihm lieb ist: Seine sechs Söhne, die die Hexe in Schwäne verwandelt, und seine Tochter, die alles auf sich nimmt, um ihre Brüder zu erlösen“, fuhr Antonia fort.

„Wer sein Leben retten will, wird es verlieren“, murmelte Johannes.

„Das Mädchen, das der Verhexung entgangen ist, nimmt die schier unlösbare Aufgabe auf sich, sechs Jahre lang weder zu sprechen, noch zu lachen und in dieser Zeit sechs Hemden aus Sternenblumen zu nähen. Obwohl ihr der Tod auf dem Scheiterhaufen droht, vertraut sie ihrem Schicksal. Sie steht alles Ungemach klaglos durch.“

„Ja, ich erinnere mich wieder!“ unterbrach Antonia. „Von ihrer Schwiegermutter werden der Königstochter drei Kinder weggenommen, und sie wird der Menschenfresserei bezichtigt.“

„Aber sie läßt sich nicht beirren und bewirkt durch ihr Standhalten die Erlösung ihrer Brüder. Sie bekommt alles wieder: Ihre drei Kinder, den jungen König, der sie liebt, und ihren Vater.“

Seine Stimme wurde leiser, und es schien Antonia, als würde er eine Mahnung an seine eigene Person richten: „Nur wer wirklich und wahrhaftig zu sich selbst steht, trotz aller Anfeindungen durchhält und sich nicht gegen sein Innerstes versündigt, der erntet die Krone des Lebens, für den wirken die unsichtbaren Mächte. Wer die Fülle will, muß die Leere durchleben.“

Johannes versank erneut in Schweigen, dann hob er den Kopf und ein sichtlich gerührter Zug lag auf seinem Gesicht, als er weiterredete: „Ich war sehr beeindruckt, als mein Neffe versucht hat, mir den Sinn dieses Märchens zu erklären. Er beweist viel Verständnis und Tiefgang für sein jugendliches Alter. König und Tochter sind eins, sie vertreten den weiblichen und den männlichen Seelenteil in jedem von uns. Der männliche Part in der Figur des Königs repräsentiert die Welt der Regeln, Gesetze, Verbindlichkeiten, Sicherheiten und Abgrenzungen. Er versagt mit all seinen Fähigkeiten angesichts der unbekanntenen, aus der Tiefe des Unbewußten emporsteigenden Situation. Der Herrscher, der den Pol der Macht, der Machbarkeit in allen Facetten durchlebt hat, er wird aufgerufen, den Gegensatz zu durchleben: Einsamkeit, Hingabe, Treue, Unterordnung bis hin zur Selbstaufgabe. Dafür steht die Figur seiner Tochter, der weibliche Teil seines Wesens, das ihn zur Erlösung führt. Solve et coagola – Löse und binde! Sich lösen von Wünschen, die uns in eine falsche Richtung treiben.“

Johannes verfügte über eine fundierte Kenntnis im Griechischen und Lateinischen. Antonia sagte nichts, um seinen Gedankenfluß nicht zu stören.

„Unsere Aufgabe auf dieser Welt ist Bewußtwerdung, indem wir die Gegensätze mutig durchleben und integrieren.“ Er lachte. „Wir müssen die Nüsse knacken, die uns aufgegeben werden. Und daran führt kein Weg vorbei. Die Königstochter hat bewußt und aus freiem Willen ‚Ja‘ zu ihrer Aufgabe gesagt. Unter Umständen hängt alles von diesem Ja-Sagen ab. Sich binden an den uns zugeordneten Weg, an unsere Lebensaufgabe.“

Er nahm den letzten Schluck Rotwein. „Es war wie immer schön, sich mit dir zu unterhalten. Aber das Fest ist zu Ende.“ Sein Lieblingsspruch, den er immer anwandte, wenn er sich wohlfühlte hatte. „Für mich wird es Zeit zu gehen, ich werde zu Hause erwartet.“

„Heute muß ich mich für das Gespräch bedanken. Ich glaube, du hast mir etwas sehr Wichtiges gesagt.“ Das Lächeln auf Antonias Gesicht verstärkte sich, während sie Johannes zur Tür begleitete. Sie verabschiedeten sich mit einer herzlichen Umarmung. Antonia war um ein weiteres Mal dankbar für seine Freundschaft. Sie winkte ihm noch zu, als er ins Auto stieg und losfuhr.

Diese anfänglich so unwillkommene Unterbrechung dieses Abends schenkte ihr neue Gedanken. Verzauberung – Erlösung – in einem Bann stehen – all das, was sie seit zwei Tagen beschäftigte, hatte Johannes ohne ihr Zutun, und ohne daß sie willentlich das Gespräch in diese Richtung gelenkt hätte, aufgegriffen und ihr neue Einsichten beschert. Als wollten die unsichtbaren Mächte auch für mich wirken, schoß es Antonia durch den Kopf.

Einen Bann lösen. Morgen abend würde sie den angefangenen Bocksbeutel erneut hervorholen und dem Geheimnis ein Stück näherkommen.

Am nächsten Tag geschah nichts Bemerkenswertes. Nach der Arbeit im Büro warteten auf Antonia unerledigte Akten zu Hause. Insgeheim hatte sie auf ein weiteres Zeichen gehofft, das auf eine Veränderung hingedeutet hätte. Ein Anruf, eine neue Begegnung. Doch der Tag gehörte der Pflichterfüllung, und sie kam seiner Forderung gleichmütig nach.

Als am Abend der zweite Bocksbeutel auf der gewachsenen Holzplatte stand, und sie mit angezogenen Beinen in der Ecke des Sofas lehnte, ergriff sie eine wohlige Spannung. Heute hatte sie ein Glas gewählt, über dessen Bauch sich dunkelblaue Fäden zogen und sich gegenseitig durchkreuzten. So waren unregelmäßige Felder entstanden, zwei davon füllte eine rötlich-goldene Farbe aus. Dieses Glas, es gab zwei davon, war ein Geschenk von Markus, an den sie sich allerdings nicht gern erinnerte. Nur das außergewöhnliche Design der Gläser verhinderte, daß sie nicht längst im Keller verschwunden waren.

Ein leiser Sommerregen ließ die weißen Fliesen auf der Terrasse und das Grün der Büsche im Dämmerlicht glänzen. Antonia hatte die Wassermusik von Händel aufgelegt. Das Element des Wassers und das Festliche vereinten sich in den Klängen und intensivierten den Farbton des alten Weines.

Sie schlug ihr Tagebuch auf. Ein Schulheft mit festem, blauen Karton, die Seiten manchmal in gedrängter Schrift gefüllt, auf anderen Seiten jagten sich die Buchstaben in schwungvollen halb hingeworfenen Worten und Satzketten. Schrift und Gefühl waren eins.

Zögernd nahm sie den Stift in die Hand und begann zu schreiben, wie an so vielen Tagen. Ihr berufliches Leben verlief nach klaren Regeln, sie vertraute auf ihren analytischen Verstand und war kaum aus der Fassung zu bringen. Für Gefühle und Träume blieb wenig Raum. Wer allerdings in ihren Beziehungen zu lesen verstand, erkannte die unentwickelten und hilflosen Seiten ihres Wesens, die so ganz im Gegensatz zur selbstbewußten, kompetenten Juristin standen, die sie für ihre Umwelt verkörperte. Nur ihr Tagebuch wußte um ihre Schwimmversuche im Brackwasser der Gefühle.

„Den Bann lösen ...

Ja, dieses Wort ‚Bann‘ ist mir noch nie in den Sinn gekommen. Und doch – es trifft mein Gefühl. All die Versuche, eine dauerhafte Partnerschaft zu finden, sind fehlgeschlagen. Wieviel Herzklopfen, wie viele Hoffnungen, Hochgefühle, wie viel an Ängsten und Spannungen habe ich durchlebt, ohne auch nur ein einziges Mal eine Zukunft, eine Dauer zu finden. Sind es die Sehnsüchte, die ich in einen Mann hineinprojiziert habe und die mir Liebe vorgaukelten, wo keine war? Immer bin ich einer Fata Morgana gefolgt, die mich narrte und mit einem leeren Herzen zurückließ. Und dann befand ich mich jedesmal an einem Ort, an den ich nie wollte, ich fand mich allein mit mir selbst.

Wie Odysseus komme ich mir vor, an einen Schiffsmast gebunden, dem Gesang der Sirenen lauschend. Er wußte, daß er rettungslos verloren gewesen wäre, hätten ihn nicht die Fesseln daran gehindert, von Bord zu springen, um diesen Frauen und ihren betörenden Gesängen zu folgen, was den sicheren Tod für ihn bedeutet hätte. Er war gebunden, freiwillig gebunden, und stand im Bann der Sirenen.

Und ich, ich stehe im Bann meiner Wünsche und Sehnsüchte, die mich rufen. Aber hat das Schicksal – wie immer man es nennen mag – mich nicht ebenfalls an einen Mast gebunden? Nicht unnachgiebige Fesseln halten mich, sondern sie sind gleichsam aus dehnbarem Material. Sie haben mir immer die Freiheit gelassen, von Bord zu springen, ein neues, unbekanntes Land

zu betreten und dem Gesang der Sehnsüchte nachzugeben. Die Dehnbarkeit dieses Bandes schien jedoch beschränkt zu sein. Es ließ mich stets nur bis zu einem gewissen Punkt vordringen, um mich unerbittlich wieder zurückzuziehen. Wie oft habe ich mich gewehrt, mich an jedem Stamm der Hoffnung, jeder Wurzel aus fadenscheinigen Erklärungen festgeklammert und mir dabei doch nur Wunden zugefügt. Weil ich nicht zurückgezogen werden wollte auf das Schiff, auf dem ich allein meine Fahrt in unbekanntem Gewässern fortsetzen mußte. Wohin wird mich dieses Schiff leiten, wann wird es mich ankommen lassen? Wann werden sich die Fesseln lösen, wann wird sich der Bann lösen? Welch unsinniger, märchenhafter Einfall, zu glauben, daß zwei leer getrunkene, alte Weinflaschen eine Veränderung bewirken könnten!“

Antonia legte den Stift auf den Tisch. Gedankenverloren blätterte sie in den eng beschriebenen Seiten. An wie vielen Ufern hatte sie ihr Glück versucht. Wenn sie sich die Namen ins Gedächtnis rief, klang diese Reihe nach einem oberflächlichen, abenteuerlichen Leben. Tizian, Vincent, Florian ...

Tizian – ja, bei Tizian wäre sie gerne geblieben, und sie hatte doch nach einigen Monaten gewußt, daß es nicht möglich war. Einen interessanten Mann hatten ihn ihre Freundinnen genannt. Tizian, ein Sprachkünstler, hochbegabt, arbeitete als Dolmetscher. Seine wachen Augen, seine lebendige, südländisch anmutende Gestik, dann seine Hände – und sie liebte schöne Hände – lange, schmale Finger, die Temperament und Zärtlichkeit vereinigten. Sehr belesen war er, ein Vorzug, mit dem er sich für ihren Geschmack manchmal zu sehr ins Rampenlicht rückte. In der Öffentlichkeit bewegte er sich wie ein Schauspieler, dachte sie. Dabei konnte sie sich unbedingt auf ihn verlassen. Er hatte einen offenen, geraden und ehrlichen Charakter. Der einzige Mangel an ihm, wenn man von einem Mangel überhaupt reden konnte, war seine Figur. Groß und sehr sportlich, aber überschlanke. Er war stolz darauf, kein Gramm Fett zu haben, nur Muskeln. Sie aber hatte es von Anfang an gestört. Letzten Endes war es eine Nebensächlichkeits. Auch sein Gesichtsschnitt folgte nicht dem allgemeinen Schönheitsideal. Sein hageres Profil mit der dominanten, gebogenen Nase und der vorgezogenen Unterlippe erinnerte an einen Raubvogel. Seiner Ausstrahlung tat dies keinen Abbruch. Gefesselt wurde jeder von der Lebendigkeit seiner funkelnden, braunen Augen. Ja, er war die Verkörperung des interessanten Mannes. Warum nicht er?

Antonia überließ auch nachträglich wieder ein Schauer, als sie sich den Tag ins Gedächtnis rief, an dem er sie durch seine Wohnung führte – eine Kombination aus modernen und antiken Möbelstücken. Neben dem Bett stand auf dem schwarzen Bord ein Totenkopf. Tizian sprach von seiner nekrophilen Ader, der Anziehung, die Friedhöfe auf ihn ausübten. Wenn er eine Stadt erkundete, dann reiste er nie ab, ohne die bekannten Friedhöfe durchforstet zu haben. In der Nachttischschublade lagen etwa dreißig Armbanduhren, von klassisch über sportlich bis zu ausgefallenen Varianten. Und oft hatte er davon gesprochen, daß ihm eine nicht allzulange Lebensspanne zugeordnet sei. Er schrieb düstere Gedichte, und ihr gefiel sein Hang zur Melancholie, gepaart mit seiner poetischen Ader. Gleichzeitig konnte er so mitreißend ausgelassen sein. Antonia lächelte. Tizian liebte die italienische Sprache, die ihm schneller von der Zunge ging als manchem Italiener. Er mußte den Südländer nicht imitieren, er war einer von ihnen, wenn er in das Italienische eintauchte. Sich dem Genuß hingeben und in der asketischen Lebensweise zu Hause sein. Diese Pole stellten für ihn keinen Widerspruch dar ...

Aber ihre Beziehung hatte Florenz nicht überlebt. Dort war jene Barriere zwischen ihnen entstanden, die sie nicht mehr überwinden konnte und auch nicht wollte.

Antonia griff nach dem Weinglas und nippte mehrmals daran. Schließlich stand sie auf und holte eine fliederfarbene Kerze mit dem Geruch nach Rosen aus der Küche und steckte sie in eine tönernen Götterfigur, die zu einem Kerzenständer geformt war. Dann ging sie über die Wendeltreppe ins obere Stockwerk. Dort unter den Dachschrägen befand sich ihr Arbeitszimmer. In einem der schwarzgelackten Bücherregale bewahrte sie in Schuhkartons mit üppigen Rosenmotiven ihre Tagebücher der letzten zwanzig Jahre auf. Antonia packte beide

Kartons, trug sie ins Wohnzimmer hinunter und stellte sie neben das Sofa. Auf dem hellen Holztisch duftete die Kerze nach Frühling.

Alle Tagebücher hatte sie mit römischen Zahlen durchnummeriert, außerdem stand der jeweilige Zeitraum auf dem Heftumschlag. Tizian – vor neun Jahren waren sie zusammengewesen. Tagebuch Nummer dreizehn. Antonia blätterte, überflog einige Seiten. Richtig – sie hatte ihn im Februar kennengelernt. Wie begeistert, wie erwartungsfroh klangen ihre Worte. Die Sirenen hatten schon damals ihr lockendes Lied gesungen, und Antonia hatte gelauscht.

„Donnerstag, 11. Februar 1993

Die Welt ist wieder in Ordnung. Ein klarer, zartblauer Himmel über der schwarzen Silhouette des Waldes. Es wird schon deutlich früher hell.

Er hat gestern abend angerufen. Seine Stimme, ach – sie klingt gut, einfach nur gut. Eine leise Freude aus weiter Ferne schickt ihren Ton zu mir, den lang ersehnten.

Freitag, 12. Februar

Morgen früh treffen wir uns. Ich freue mich auf ihn!

Montag, 15. Februar

Sabbato italiano! Mit pasta fatto a casa, basilico, sardelle, pomodori, olive und verschwenderisch viel aglio. (Heute morgen hat meine Kollegin die Nase gerümpft.) Tizian kümmerte sich um die Pasta, und ich mixte die Salatsoße. Noch bevor wir uns zu Tisch setzten, hatten wir die Rotweinflasche bereits halb geleert. Nach dem Espresso legte er mir die Karten. Tarot. Das paßt zu ihm, sein Hang zum Mystischen ist allgegenwärtig. Zwölf Karten mußte ich ziehen. Er hat sie kreisförmig ausgelegt. Jede Karte stand für einen bestimmten Lebensaspekt.

Freundschaft, beruflicher Erfolg, Gesundheit, Familie, alles klang sehr positiv. Seltsamerweise zeigten die Bereiche momentane Grundbefindlichkeit sowie Beziehung und Partnerschaft (ausgerechnet!) Trostlosigkeit, vergebliche Mühe, Vorherrschen des Verstandes an. Warum kein Hinweis auf den lichten Morgen unseres gemeinsamen Anfangs? Tizian schien das alles sehr ernst zu nehmen. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Soll ich blindem Zufall Glauben schenken? Nein!

Das schönste an diesem wunderbaren Tag war sein Vorschlag, zusammen nach Florenz zu fahren.

Ja, ich mag ihn, da ist Zuneigung für ihn. Und doch – eine müde Trauer hat sich über mich gezogen, als er gegangen ist. Wie gut kenne ich dieses Gefühl. Es hat die Oberhand gewonnen. Stehe ich um ein weiteres Mal an der falschen Tür ... Täuschen mich meine Ängste? Kann ich mich von ihnen befreien? Werden wir zusammenkommen?“

Antonia ließ das Heft sinken. Nach so vielen Jahren las sie diese Zeilen wieder. Es war ihr erster gemeinsamer Abend gewesen. Vorher hatten sie sich lediglich unverbindlich im Beisein von Freunden getroffen. Dieser Abend war das offene Buch gewesen, in dem sie hätte lesen können, wie sich ihre Beziehung gestalten sollte. Zuneigung war immer dagewesen, doch die Leidenschaft, das absolute Ja, hatten sich nie dazugesellt. Das Bild der falschen Tür, das trostlose, müde Gefühl, all das war ihr in Florenz sichtbar entgegengetreten. Im Anfang waren Zeichen des Endes enthalten.

An den folgenden Wochenenden besuchten sie sich abwechselnd. „Die Bahn wird an uns viel verdienen“, sagte Tizian manchmal. Antonia überblätterte einige Seiten, las quer, Erinnerungen stiegen hoch. Wie vieles wäre ins Vergessen gesunken, hätte sie es nicht aufgeschrieben. Aber war es denn wesentlich, sich das Vergangene zurückzuholen?

Sie hatten Feste gefeiert, Feste aus intensiven Gesprächen, gemeinsamem Kochen und Rotwein. Manchmal ein Opern- oder Kabarettbesuch, der seinen Abschluß in einem der Szenelokale Berlins fand. Alltag fand nie statt. Und dann rückte die Zeit ihres gemeinsamen

Florenzurlaubes in greifbare Nähe. Tizian kannte diese Stadt gut, war aus beruflichen Gründen schon mehrmals dort gewesen und übernahm somit selbstverständlich die Reiseorganisation.

Antonia fand den ersten Eintrag, den sie in Florenz geschrieben hatte.

„Florenz, 18. Juni

Ich sitze vor der Bar ‚Dolce Vita‘ an der Piazza della Carmine. Der Cappuccino schmeckt köstlich. Aber noch besser finde ich den Cappuccino in der Bar hinter dem Barghello. Dort quillt der Milchschaum wie ein aufgeblasenes Baiser aus dem Glas, und die Haube verziert ein schöner Italiener mit halbgesenkten Lidern (vielleicht sind sie zu schwer wegen der erstaunlich langen und dichten Wimpern) jedesmal mit einem lachenden Gesicht aus Schokoladenpulver.

Die Sonne drängt sich zwischen den Häuserschluchten hindurch und breitet ihr gleißendes Gewand über der Piazza aus. Ihr Bruder, der Schatten, hat sich zu dieser mittäglichen Stunde zurückgezogen. Mein verregnetes Frühjahrs Gesicht bekommt endlich Farbe. Wie schön ist das Außen – und wie dunkel ist es in mir. Ich habe keine Lust, Tizian in das naturwissenschaftliche Museum hinter den Uffizien zu begleiten, keine Lust auf astronomische Geräte, keine Lust auf eine Unzahl von lebensgroßen Kunststoffmodellen über komplizierte Kindeslagen im Mutterleib, keine Lust auf Fallgesetze. Mir sitzt der Schrecken von heute vormittag noch in den Gliedern. Bin ich verrückt, habe ich eine überdrehte Phantasie, überreizte Nerven? Ich muß mir Zeit lassen, ja Zeit. Morgen werde ich über mich selbst lachen. Ich hoffe, das Aufschreiben hilft, um mir über das, was ich gesehen habe, klar zu werden. Erzählen kann ich es niemandem. Ich würde mich unvermeidlich der Lächerlichkeit preisgeben.

Kloster San Marco. Wir gingen die Stufen hoch, um in den ersten Stock zu gelangen. Dort befanden sich die Mönchszellen. Nach der Treppe erreichten wir den Quergang. An der Wand vor uns – von Fra San Angelico gemalt – ein wunderschönes Fresco in den zartesten Farben, die dennoch eine fast überirdische Leuchtkraft ausströmten. Gehaltene Bewegungen, feine Gesichtszüge – auf den Strahlen der Sonne schien dieses Bild aus einer verborgenen Welt an diese Wand gesendet worden zu sein. Tizian wußte natürlich, wie von jedem anderen Kunstobjekt, viel darüber zu sagen. Manchmal – und wie war ich anfänglich begeistert von seinem kunstgeschichtlichen Wissen – gehen mir diese professoralen Vorträge mit dem Beigeschmack der Besserwisserei und Selbstgefälligkeit gehörig auf die Nerven. Auch Wissen kann ein Fluch sein, wenn derjenige, der es besitzt, nicht gleichzeitig auch mit Demut und Freude dieses Wissen weitergibt. Wissen ist Macht, heißt es. Ja, aber fesselt sie nicht denjenigen wie alle Leidenschaften, wenn er sie nicht zu bändigen weiß? Dann gesellen sich Stolz, Selbstgefälligkeit, Aufgeblasenheit, Kritiksucht und Zynismus hinzu. Diese Tendenzen nehme ich mit Erschrecken in manchen seiner Äußerungen wahr.

Tizian wandte sich nach links, dem Wegweiser folgend. Ich schlenderte neben ihm her und versuchte, mit einer Bemerkung seinen Redefluß zu unterbrechen, um seine kunstsinnigen Erklärungen abzubremsten und für mich verdaulicher zu gestalten, was allerdings das Feuerwerk seiner Ausführungen um so mehr anfachte, statt auf meine Äußerung einzugehen. Die Mönchszellen waren allesamt kleine, quadratische oder rechteckige Räume. Niedrige Holztüren, ein winziges Fenster, eine Holzpritsche, ein Tisch, ein Stuhl. Aber in jeder ein Wandgemälde von Bruder Angelico, eines schöner, inniger, ausdrucksvoller als das andere.

„Gleich siehst du etwas ganz Besonderes“, sagte Tizian, als wir gut die Hälfte der Zellen in Augenschein genommen hatten. Manche konnte man betreten, bei anderen war nur die Tür geöffnet und die Besucher mußten sich anstellen, um einen Blick hineinwerfen zu können.

„Dort hat lange Jahre einer der berühmtesten und interessantesten Männer der Renaissancezeit gelebt. Savonarola.“ Mir sagte dieser Name nichts, und ich zog es vor, es mir nicht anmerken zu lassen. Schon ergoß Tizian über mich sein in langen Nächten angelesenes Wissen. Es handelte sich um einen Mönch, der im 15. Jahrhundert auf fanatische Weise seinen Glauben vertreten und die Verflachung der Religion und die moralische Zügellosigkeit seiner Zeitgenossen aufs Schärfste verurteilt hat und dafür als Ketzer vor der Signoria in Florenz auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. „Sicher, auf der einen Seite war er fanatisch“, meinte Tizian. „Und doch finde ich

es bewundernswert, wenn ein Mensch trotz aller Anfeindungen kompromißlos für seine innere Überzeugung einsteht und sie mit dem Leben zu zahlen bereit ist.‘ Wir betraten die Zelle des Mönches. Sie bestand aus zwei ineinander übergehenden Räumen, die im Gegensatz zu allen anderen recht opulent ausgestattet waren. Während Tizian redete, starrte ich fassungslos auf das Bild des Mönches. Spielte mir meine Phantasie einen Streich? Savonarola war im Profil abgebildet. Ich mußte nicht zu Tizian hinüberschauen, Vergleiche anstellen, um zu erkennen, daß der äußere Savonarola zumindest im Profil in Tizian wiedergeboren war. Die gleiche markant gebogene Nase, die dunkel glühenden Augen, die vorgeschobene Unterlippe, ja, die gesamte Kinnpartie einschließlich der olivgetönten Haut gehörten zu Tizian. Savonarola und Tizian waren in diesem Moment für mich ein und dieselbe Person. Verband sie nicht auch ein ähnlicher Fanatismus in Glaubensfragen? Ich erinnere mich an eine Diskussion mit Tizian, in der er seinen Austritt aus der Kirche begründet hat. Wie unnachgiebig und mit welch detailliertem Wissen klagte er die Verderbtheit der Päpste durch Jahrhunderte hindurch an. Und wie brennend interessiert war er mit mir durch eine Ausstellung über den Vatikan gegangen! Was für Gedanken! Und sie wirkten auf mich wie ein Schock, von dem ich mich noch immer nicht erholt habe. Es waren nicht nur die Gedanken. Als hätten sie ein Ventil geöffnet, schoß eine heiße Fontäne durch meinen Körper, und ich hatte Mühe, das Zittern meiner Glieder unter Kontrolle zu halten. Es war wie ein urplötzlicher Fieberanfall, und ich konnte mich nicht dagegen wehren. Und ich kann mich ebenfalls nicht dagegen wehren, daß ich Tizian seit heute morgen, seit dieser abstrusen Gegenüberstellung, mit erschreckten Augen sehe.“

Antonia schloß das Tagebuch. Sie fühlte sich auf eine eigenartige Weise berührt. Da lag die alte Haut und mit ihr so manches zu eng Gewordene und Bedrückende aus der Vergangenheit. Antonia stieß unwillkürlich einen Seufzer aus. Diese Tage in Florenz, auf die sie sich so sehr gefreut hatte, sie waren der Beginn ihrer Entfremdung gewesen. Mit Tizian hatte sie nie darüber gesprochen. Sie hatte gehofft, daß die Zeit diese verwirrenden Eindrücke verwischen würde. Im Gegenteil, der Schatten des florentinischen Mönches lag auf Tizian, und sie konnte ihn kaum mehr ansehen, ohne daß sich ihr das Profil Savonarolas aufdrängte. Sie hatte sich kurz nach ihrer Rückkehr ein Buch über den Mönch besorgt. Auf dem schwarzroten Umschlag war das Profil aus der Klosterzelle abgebildet. Die Ähnlichkeit war nicht zu leugnen. Sich irgend jemandem mitzuteilen, erschien ihr unmöglich. Und wie sehr sie auch versucht hatte, ihre Idee mit Argumenten der Vernunft in das Reich der bloßen Phantasterei zu verbannen, ihr Gefühl sträubte sich gegen jeglichen körperlichen Kontakt mit Tizian. Das Ende ihrer Beziehung kam rasch und hinterließ diese müden und trostlosen Empfindungen.

Und heute, sagte sich Antonia, heute wußte sie, daß sie niemals bei ihm geblieben wäre. Sie war fasziniert gewesen von diesem Mann, nur die Liebe fehlte. Hatte sich ihr Unbewußtes durch dieses Erlebnis in der Mönchszelle einen Weg gebahnt, um sie vor einem falschen Schritt zu bewahren? Wie war es möglich, seinen wahren Empfindungen derartige Fesseln aufzuerlegen, und welche Kraft wirkte in uns, die bereit und fähig war, diese Fesseln zu sprengen?